

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen
Autor: Wiget, Sophie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

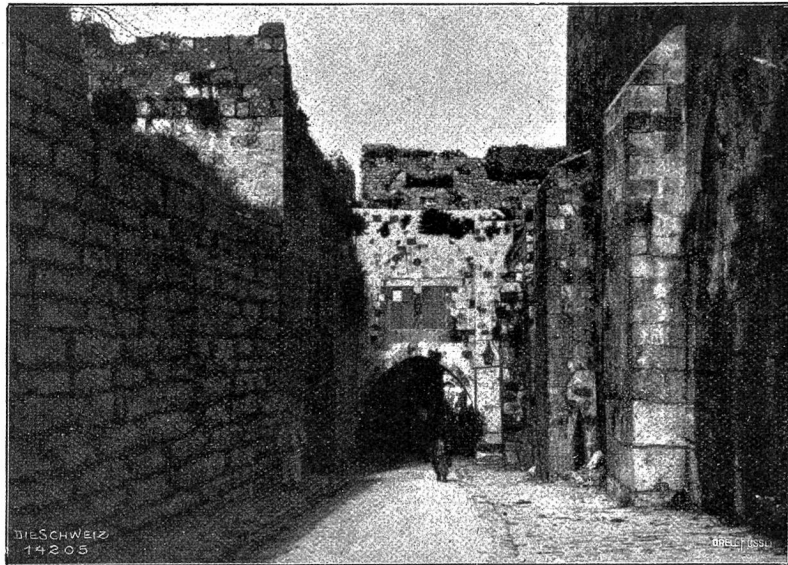
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Tempelhügel zu einem ebenen Platz erweitert werden sollte. Den Archäologen begleitet im ganzen Umkreis des Tempels der brennende Wunsch, Ausgrabungen veranstalten zu dürfen, wodurch endlich einmal Licht gebracht würde in die stets umstrittene Topographie Jerusalems. Aber die Muslime verstehen solche Wünsche nicht und hindern sie, wo sie können. Der oberste Scheich des Haram antwortete dem deutschen Kaiser, als er von Ausgrabungen sprach: „Es ist besser, die Augen nach oben emporzurichten, als nach dem, was drunten ist!“

Am westlichen Ende des Tempelpfades befindet sich eine Kaserne, wahrscheinlich die frühere Burg Antonia. Dort wird Titus gestanden und dem brennenden Tempel zugehört haben. Von der Umfassungsmauer genießt man einen schönen Blick auf das Kidrontal und den Ölberg.

Die ersten Abbildungen des Domes sind wohl durch Kreuzfahrer nach dem Abendland gekommen. Wir erkennen den Bau wieder in mehreren berühmten Gemälden, z. B. bei Perugino und vor allem in Raffaels Spasializio. Der Templerorden nahm das Oktogon geradezu als ein Wahrzeichen des Ordens an.

Jeder, der heute Jerusalem besucht, geht auch auf den Tempelplatz und wird dort wie sonst nirgends in Jerusalem von der Macht sicherer Tradition überwältigt. Einzig die Juden betreten den Tempelplatz auch heute nicht, aus Furcht, sie könnten aus Unwissenheit irgendwo auf die Stelle des Aller-



Corweg in Jerusalem.

heiligsten den Fuß setzen. Sie klagen draußen an der großen Tempelmauer jeden Freitag um die verschwundene Macht und Herrlichkeit des Tempels — ein wahrhaft ergreifender Anblick, wenn man an die Worte der Propheten und Jesu denkt.

Adolf Keller, Stein a. Rh.

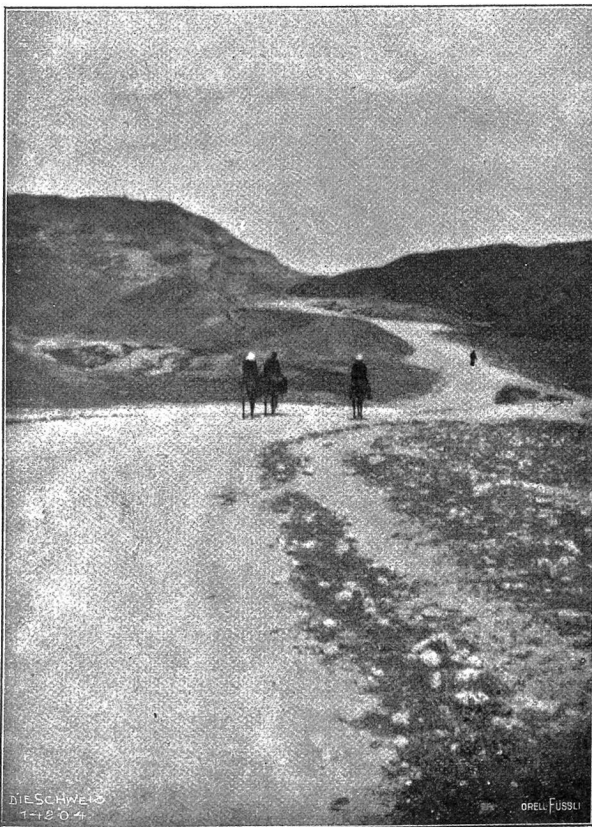
Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

Mit Verwendung eines englischen Stoffes (Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Alle Rechte vorbehalten.



„Geraldine — meine Augen! ...“ Sie kommt nicht weiter. Aber Geraldine begreift bald. Sie schaut um sich, was das Unheil herbeigeführt haben könnte, und erkennt Linnells Bild.

„Holen Sie einen Wagen!“ sagt sie leise zu Cyrus. „Ihre Augen versagen wieder. Ich weiß, woher es kommt. Dort steht ein Bild, das Herr Linnell gemalt hat; Psyche hat ihm nahegestanden, und er starb in Chartum. Ich sage Ihnen das, damit Sie mir in Zukunft helfen, solche Erinnerungen von ihr fernzuhalten. Außer Corona und Sirena aber darf es in der Pension niemand erfahren.“

„Sie können sich auf mich verlassen,“ antwortet der junge Mann ernst und geht raschen Schrittes davon, um einen Wagen zu holen. Dann führt er Psyche mit brüderlicher Sorgfalt hinaus und hilft ihr beim Einsteigen. Sie fahren fast schweigend nach Hause; nur Geraldine hat ab und zu den Mut, den Versuch zu einem Gespräch zu machen.

Bis sie nach Hause kommen, ist der Schleier wieder weg von Psyches Augen; aber ihr Vater, der sie an der Tür empfängt und forschend ihr bleiches Angesicht durchsucht, sagt angstvoll:

„Psyche, haben dich deine Augen wieder verlassen?“

Und Psyche antwortet nur leise: „Ja, Vater!“ und eilt davon, um ihren Gram in ihrem Zimmer zu verbergen.

* * *

Die Zeit geht vorüber, und Psyches Leben in Algier erhält etwas Alltägliches, wie das in Roserton. Die Neuheit ist verblaßt, der frische Lebenshauch zerstoßen, und Schritt um Schritt mit der Alltäglichkeit kehrt Psyches früherer Zustand zurück. Nur daß das Leiden in etwas veränderter Form auftritt. Anstatt der Perioden der Blindheit, denen stets solche vollkommener Sehkraft folgten, hat Psyche jetzt fast unaufhörlich einen Nebel vor den Augen. Das Nebel war eben nur vorübergehend gehoben, weil die Ursache noch immer fortbesteht. Sie ist daran, ihr Augenlicht zu verlieren.

Zwischen Jericho und Jerusalem.

Dreißundzwanzigstes Kapitel.

Fast in denselben Tagen erkämpft sich eine verspätete Karawane im Süden der Wüste Afrikas ihren Weg nordwärts. Zwei schwunde, ermüdete Engländer, Flüchtlinge von Gordons geschlagener Schar in Chartum, befinden sich darunter. Beide sind von Kopf bis zu Fuß als Araber gekleidet und dem äußern Anschein nach Mohammedaner von reinstem rechtgläubigem Blut.

Nach dem Angriff vom 26. Januar, der das Ende für die armen Belagerten bedeutete, hatte man bei den Räumungsarbeiten zwei verwundete, dem Tode nahe Engländer gefunden, die man, zusammen mit andern Verwundeten, in das einfache Spital trug, das Gordon hatte bauen lassen. Und da genasen die beiden wider Erwarten. Der eine von ihnen, von dunkler Hautfarbe und fast orientalischem Gesichtsschnitt, sprach das Arabische mit der Geläufigkeit eines Eingeborenen. Durch sein Zutun war der andere, der weißere und mehr europäisch aussehende, von den Leuten des Mahdi als guter Muselman in ägyptischen Diensten anerkannt worden und infolgedessen der Sklaverei entronnen, die das Schicksal jener Handvoll Europäer wurde, die in dem besetzten Chartum übriggeblieben waren. Nach langen Wochen der Konvaleszenz hatten die beiden Flüchtlinge sich dann einer Karawane angeschlossen, die westwärts ging, Darfur und dem Zentraljordan zu. Unsere beiden Freunde haben sich also wirklich aus der verlorenen Stadt flüchten können; aber nun nach Europa zu kommen, ist die viel größere Schwierigkeit. Linnell weiß, daß es unmöglich gewesen wäre, den direkten Weg nordwärts nach Dongola und Kairo zu nehmen oder nur die Küste des Roten Meeres zu erreichen. Sie hätten sich mit diesem Vorhaben sogleich als Christen dokumentiert oder wenigstens als Freunde der ägyptischen Sache. Die einzige Möglichkeit eines Entkommens lag für sie darin, den Islam und den Mahdi anzuerkennen und eher zu versuchen, sich mehr ins Innere zurückzuziehen, wo der Kalif unumschränkt herrschte, als Verbindung mit Ägypten und den Abtrünnigen zu erstreben.

Linnells Plan ist also, die Wüste bei Ifoles und Duargla zu durchkreuzen und mit den Karawanen zusammenzustoßen, die schließlich am Mittelmeer herauskommen.

Der Plan ist kühn, schwierig und gefährlich. Um ihn auszuführen, müssen sie mitten durch ein fanatisches Volk, das jüngst durch den Aufstand des Mahdi zum höchsten Gipfel religiösen Eifers getrieben worden und bereit ist, ohne Frage und ohne Zaudern jeden zu töten, nicht nur, wenn es ihn im Verdacht hat, ein Christ zu sein, sondern schon, wenn es einen orthodoxen, antimahdistischen Muselman in ihm vermutet. Die kleinste Abweichung also von den muslimanischen Zeremonien, das schwächste Zeichen der Unkenntnis oder Ungewohntheit der endlosen Einzelheiten der muslimanischen Rituale, die kleinste Abweichung in Sprache oder Bewegung genügt, um ihnen den sofortigen Tod zu bringen.

Für Linnell sind dies keine Schwierigkeiten, und sein Vetter ist ein gelehriger Schüler. Sie geben sich als asiatische Muselmanen aus, die in Chartum während der langen Belagerung um alles gekommen sind. Linnell ist immer der, der spricht, wo es nötig ist. Er deutet an, daß sein Freund schwer krank gewesen sei und noch jetzt die Zurückgezogenheit des noch nicht ganz Gesunden suchen müsse. Sie haben sich dann, nachdem Chartum sicher hinter ihnen lag, einer andern Karawane angeschlossen, wo sie sich einfach Mohammedaner Ali von Sind und Seyhid Ben Marabet von Oberindien nennen. Der Mohammedaner Ali spricht sehr gut arabisch, während der Seyhid, natürlicherweise, obwohl im Koran bewandert, gar keine andere Sprache kennt als seinen Hindubialekt.

So ist es unsern Flüchtlingen gelungen, langsam vorzudringen bis Zintellust, von wo aus sie nun die Hauptwüste auf dem gewohnten Weg gegen Ifoles und Duargla hin durchqueren wollen.

Doch so schlimme Erfahrungen sie auch bis jetzt auf ihrer Flucht gemacht haben, das Schlimmste steht ihnen noch bevor. Wie aus dem Boden herausgestampft, wächst der Verdacht um sie her. Je näher sie dem von Christen bewohnten Erdsrich kommen, um so mißtrauischer werden sie von ihren Reisegefährten beobachtet.

In einer Nacht sitzen die beiden Europäer zusammen in einiger Entfernung von den andern und besprechen in trüber Stimmung ihre Aussichten für die Zukunft. Die Kamele sind besorgt für die Nacht; die Araber ruhen in ihren Zelten.

„Austen,“ beginnt Linnell in lässigem, gleichgültigem Ton, der seine Gefühle nicht verrät, „schau mich jetzt nicht an, sondern tue, als ob ich etwas ganz Gleichgültiges rede. Wir sind in großer Gefahr; die Krisis ist nahe. Ich habe sie in den letzten Tagen stündlich erwartet, jetzt ist sie da. Du machtest heute einen oder zwei Fehler in den Mittaggebeten und unterliegst, dich nach Mekka zu wenden in der letzten Klausel der Litanei des Gläubigen. Ich bin sicher, der Scheich beargwöhnt dich als Christ.“

„Meinst du?“ antwortet Sir Austen, seinen Schrecken so gut als möglich unter gleichgültigem Ton verbergend, um die Aufmerksamkeit der Araber nicht auf das Gespräch zu lenken.

„Ganz bestimmt. Wir müssen äußerst vorsichtig sein. Ein Wort, ein Blick, eine Bewegung kann uns den Tod bringen. Gestern ging eine andere Karawane unweit an uns vorüber, ebenfalls in der Richtung gen Ifoles. Wenn wir nur hier entkommen und jene einholen könnten!“

Sir Austen gibt sich den Anschein, als ob er gelangweilt um sich schaue.

„Was schlägst du denn vor?“ fragt er. „Meinst du, wir könnten hier unbemerkt wegkommen, und wann?“

„Wenn wir es tun, so muß es diese Nacht sein,“ antwortet Linnell prompt und nestelt dabei an den Schuhen, als ob er von seinen Füßen spreche. „Die besten Kamele haben heute verhältnismäßig wenig gearbeitet. Wenn wir sie um drei Uhr morgens herausnehmen, so sind sie frisch genug für unsern Zweck. Wir könnten damit die andere Karawane erreichen und sie leicht glauben machen, wir hätten vor Räuber-Beduinen fliehen müssen.“

„Wollen wir es riskieren?“ fragte Sir Austen, sein Fußgelenk massierend.

„Ja. Also abgemacht. Um drei Uhr. Wir sind schon durch manche Gefahr zusammengegangen, Austen. Ich wäre des Kampfes fast müde, lebe nicht ein Wesen in England, um dessentwillen ich mit heiler Haut in die Heimat zurückkehren möchte.“

Sir Austen nimmt die Falten seines Burnusses zusammen und betrachtet sie.

„Charlie,“ sagt er wehmütig, „das leidest du alles um meinetwillen. Warum schleppst du diesen Ballast auch immer mit? Laß mich zurück, und du bist außer Gefahr. Ich allein bin es, der fortwährend Verdacht und Todesgefahr auf uns lenkt.“

„Nein, nein,“ sagt Linnell, „haben wir uns so lange zusammen durchgekämpft, so kämpfen wir auch gemeinsam bis zum Ende, was es auch sei.“

Er spricht so gleichgültig, als es ihm möglich ist; doch sein Ton hat besonnengeachtet einen feierlichen Anklang, die des Scheichs Aufmerksamkeit weckt.

„Mohammed Ali,“ ruft er, mißtrauisch unter seinen Brauen hervorschauend, „was hast du so viel mit deinem Freund zu reden? Die Diener des Propheten sollten in Frieden ruhen. Es ist nicht gut, daß man Lärm hört in den Zelten, wenn die Nacht gefallen ist.“

„Ich will ruhen, Scheich, in Allahs Namen!“ antwortet Linnell mit frommer Gebärde. „Kein Wort weiter, Austen, er hat Verdacht geschöpft.“

„Mohammed Ali,“ sagt der Scheich wieder, die beiden Fremdlinge fest anstarrend, „komm weg von deinem Freund und setz dich zu mir! Seyhid Ben Marabet mag sich dort drüben neben das Gepäck setzen.“

Da gibt es keinen Widerspruch. Linnell erhebt sich sofort mit unterwürfiger Miene, wie es einem Muselman geziemt, und setzt sich an den Platz, den der Scheich ihm anweist. Auch Sir Austen erhebt sich instinktiv und bewegt sich nach jener Stelle hin, die ihm Linnell schweigend deutet. Unbedingter Gehorsam vermag in solchen Fällen stets allein ihre unmittelbare Ermordung zu verhindern.

Linnell windet sich in seinen dicken Burnus und versucht vergeblich zu schlafen. Seine Gedanken und seine Pulse jagen. Ab und zu wirft er verstohlen einen Blick auf seinen Vetter, der sich in unruhigem Schlaf herumwirft. Er zittert, daß er sich in diesem Zustand verraten könnte. So schwindet die Nacht. Gegen drei Uhr erwacht Sir Austen. Wie er ausblickt, steht Linnell vor ihm, bleich und ernst, zum Zeichen des Schweigens den Finger an den Lippen. Still und geräuschlos kriechen sie aus dem Zelt. Linnell holt die Kamele heran, und bald darauf liegt die Wüste vor ihnen. Sir Austens Herz klopft wild.

In der nächsten Sekunde jagen sie davon, als ob die HölLEN hinter ihnen losgelassen wären.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Einige Wochen später sitzt Cyrus Vanrenen mit seiner Schwester Corona im Schatten eines Pfefferbaumes der kleinen Villa am Mustaphahügel und bespricht mit ihr die Möglichkeit, Psyche Dumaresq einen Heiratsantrag zu machen. Corona sagt soeben:

„Daß es Sirena und mich riesig freuen würde, weißt du. Das wäre einfach fein, die Tochter Haviland Dumaresqs in unserer Familie zu haben. Und wie würden die Leute in Cincinnati staunen!“

„Ja! Geraldine Maitland scheint auch zu erwarten, daß ich Fräulein Dumaresq einen Antrag mache; sie deutete kürzlich so etwas an.“

Corona zieht die Brauen ein wenig in die Höhe.

„Geraldine? Das ist schwer zu sagen. Diese geistreichen Europäerinnen können sich so ausdrücken, daß man eigentlich gar nicht weiß, was sie sagen wollen. Ich sprach neulich mit ihr über eine mögliche Vereinigung mit Fräulein Dumaresq und dir, und da sah sie mich so seltsam an. Dabei gibt sie dir aber immer Gelegenheit, in Psyches Gesellschaft zu sein.“

„Das tut sie. Und für ihre eigene Person hat sie mich gründlich abblitzen lassen, das steht fest. Weißt du, Corona, ich möchte fürs Leben gern so eine kultivierte Europäerin zur Frau, ist's nicht Fräulein Maitland, so ist's Fräulein Dumaresq. Ich glaube übrigens — es ist zwar vielleicht nur Einbildung von mir — daß sie eine Art Freundschaft für mich hegt.“

„Diese Sorte Mädchen heiratet einen Mann nicht, wenn sie eine Art Freundschaft für ihn hegt, sondern sie heiratet den Mann, den sie liebt, mit ganzer Seele liebt. Aber es kann ja nichts schaden, wenn du fragst, Cyrus; wie gesagt, Sirena und ich hätten eine riesige Freude.“

„Ich will's bei der nächsten Gelegenheit probieren,“ antwortet Cyrus nachdenklich.

Und solche Gelegenheiten pflegen sich zu finden, besonders in einer Pension, wo man nichts zu tun hat, und auf die Gesellschaft der Anwesenden angewiesen ist.

Schon am Nachmittag des gleichen Tages, als Psyche sich nach der Tafel in den Garten hinaus zu einem schattigen Plätzchen tastet, ist sie gegeben. Psyche setzt sich auf die Steinbank und schaut zum tiefblauen Himmel auf, den sie nicht sehen kann, und sie lauscht dem Bienengetöse, das über den Fruchtäumen liegt. Dieses Getöse ist ihr nun lieb geworden. Das Geräusch muß ihr jetzt das Sehen ersetzen. Eine gewisse Ruhe beherrscht ihre Seele. Es ist eine verzweifelte Ergebung, die leise von ihr Besitz nimmt.

Wie zufällig schlendert Cyrus des Weges und nimmt ruhig an ihrer Seite Platz. Psyche gibt ihm willig Raum. Der gute junge Amerikaner ist so ritterlich und aufmerksam, so besorgt und rücksichtsvoll, daß sie ihn wirklich gerne hat.

Er plaudert leichtsin, von allerlei, als ob er kein besonderes Ziel mit seinen Worten hätte. Endlich sagt er animiert und mit Wärme in der Stimme:

„Sie haben Sirena gern, nicht wahr, und Corona auch? Ich freue mich so darüber, daß Ihnen meine Schwestern sympathisch sind.“

„O, ich liebe sie beide herzlich,“ sagt Psyche warm. „Ich wüßte nicht, daß ich außer Geraldine Maitland jemand getroffen hätte, der mir in dem Grad sympathisch gewesen wäre. Wenn man so zusammen in einer Pension lebt, lernt man die Charaktere recht gründlich kennen. Zu Hause kann man sich seinen Umgang frei wählen, hier ist man sozusagen in der Gesellschaft drin, ob man will oder nicht. Und da scheint es mir, als ob einem die angenehmen Leute immer sympathischer werden und die unangenehmen immer unsympathischer.“

„Das ist auch so,“ antwortet Cyrus mit heiterm Lächeln. „Und so haben also meine Schwestern die Probe gut bestanden?“

„Sie brauchen keine Probe,“ antwortet Psyche herzlich, „sie sind so liebenswürdig. Ich gewann sie fast schon am ersten Abend lieb. Ich glaube, das ist bei mir immer so. Mein Instinkt ist rasch; wen ich liebe, liebe ich instinktiv, und wer mir zuwider ist, ist es mir gleich vom ersten Augenblick an.“

Cyrus lehnt sich vor mit verehrendem Blick.

„Und wie erging es Ihnen mit mir, Fräulein Dumaresq?“ fragt er fast angstvoll.

Psyche ist betroffen. „O, Herr Vanrenen,“ sagt sie mit

ihrer prächtigen Offenheit, „wer könnte wohl anders, als Sie gern haben! Ich glaube, wer ein einziges Mal mit Ihnen gesprochen hat, muß Sympathie für Sie haben. Sie sind so gut und wahr. Jedermann muß Sie gern haben.“

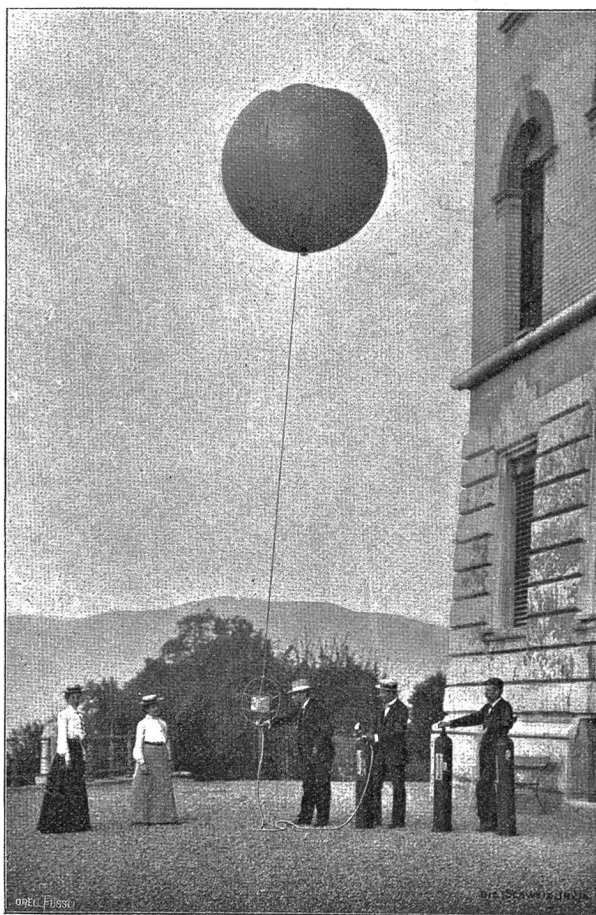
Das Herz des jungen Amerikaners ist im siebenten Himmel.

„O, ich danke Ihnen,“ sagt er leise und weich, „das bedeutet sehr viel für mich, viel mehr, als Sie ahnen. Denn ich bin heute gekommen, um Ihnen etwas anzuvertrauen. Seit Sie hier sind, Fräulein Dumaresq —“

Er bricht plötzlich ab; denn Psyche, die nun ahnt, was er sagen will, hat sich mit einem leisen Schrei erhoben und tastet den Weg zur Pension entlang. Es ist ihr schrecklich, schrecklich! Und es trifft sie völlig unvorbereitet. In ihrer großen, großen Sorge muß ihr jetzt noch dies geschehen! Und von Cyrus, von diesen Leuten, die ihr so lieb geworden sind wie Geschwister! Diese Freundschaft ist ihr fast der einzige Lichtschein in ihrem dunkeln, freudlosen Dasein gewesen, und nun wird durch diesen schmerzlichen und unerwarteten Zwischenfall auch das zerstört sein. Der Verkehr kann ja jetzt nie mehr der alte, ungezwungene werden. Cyrus geht mit wehem Herzen an ihrer Seite und bewacht gütig und sorglich ihre Schritte. (Fortsetzung folgt).

Ein Aufstieg des Schweizer Registrierballons.

Zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschung der höheren Luftschichten, in die Menschen nicht mehr vorzudringen vermögen, läßt man in fast allen Staaten Europas von Zeit zu Zeit kleinere oder größere Luftballons steigen, die Instrumente tragen, die auf einer geschwärzten, durch ein Uhrwerk bewegten Trommel selbsttätige Aufzeichnungen über die Temperatur, den Luftdruck, die Luftfeuchtigkeit u. s. w. ausführen. Nach inter-



Registrierballon, am 3. Sept. 1903 morgens sechs Uhr vom Eidg. Physikgebäude aus aufgelassen, in Zimmern bei Zinnenbungen durch einen Walzhüter aufgefunden und geborgen (Maximalhöhe 18,000 m, tiefste Temperatur -45° C).
Phot. Pf. u. E. Zint, Zürich.